

Elizabeth Rosner

Der Blaue Akt

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Brunhild Fölsch und Walter Grünzweig

HENTRICH
& HENTRICH

Prolog

Vielleicht hatte er sich verirrt. Kein Mondschein, seine Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt und außer Weizenfeldern schien es ringsum nichts zu geben. Auf einer Seite niedrige Hügel und geradeaus in der Ferne ein Wald, aber nichts, was als Orientierungspunkt dienen könnte, nichts, das vertraut war. Jemand hatte seinen Kompass gestohlen, zusammen mit seiner Jacke und seiner Uhr, alles so vorsichtig unter seinem Kopf hervorgezogen, dass er nicht aufgewacht war. Aber sein Gewehr war noch in seinen Händen und er umklammerte es fester, um sich zu beruhigen. Er musste darauf gelegen haben, seine Finger so fest darum geschlossen, dass die, die seine Jacke gestohlen hatten, sich nicht auch ans Gewehr wagten.

Der Mond hätte geholfen. Aber Licht jeder Art hätte auch ihn selbst bloßgestellt und vielleicht war es ganz gut, im Schutz der Dunkelheit zu bleiben, bis er sich zurechtgefunden hatte. Die feindlichen Linien verschoben sich manchmal so schnell, dass er in diesem Moment womöglich nicht mehr Jäger, sondern Gejagter war. Womöglich.

Eine Scheune wurde vor dem dunklen Feld zu seiner Rechten sichtbar, eine Scheune, so schemenhaft, dass er sie sich vielleicht nur einbildete. Aber je näher er kam, desto mehr konnte er den silbrigen Schimmer ihres ausgebleichen Holzes ausmachen, die beruhi-

gende Masse ihres Daches und ihrer Wände. Noch etwas näher und er nahm den vom Wind getragenen Geruch von Heu und Stallmist wahr. Irgendwo in der Nähe musste es Vieh geben, vielleicht Kühe oder Pferde, vermutlich aber keine Schweine, denn die erkannte er am Geruch, von den Sommern als Kind auf dem Bauernhof seiner Großeltern.

Das war eine ganze Welt weit entfernt. In einer anderen Zeit und an einem ganz anderen Ort. Es kam ihm jetzt wie ein Traum vor. Bevor er wusste, was es bedeutete, eine Waffe auf ein menschliches Ziel zu richten und abzudrücken. Bevor er wusste, wie tote Körper aussehen, die gespenstische Abwesenheit in ihren starrenden Augen, ihre gähnenden Münder und ihre übereinander liegenden Glieder.

Er versuchte, nicht zu denken, als er sich der Scheune näherte, versuchte lediglich, in der Dunkelheit etwas auszumachen und zu lauschen, ob sich irgendetwas bewegte, zu prüfen, ob die Luft nach Gefahr roch. Er versuchte, ein Tier zu werden und sein Gehirn auszuschalten.

So hatte er gelernt, ohne Pause auf die Körper zu schießen, die am Rande eines Grabens aufgereiht standen. Sein Gehirn auszuschalten. Zielen und abdrücken, wieder und wieder. Nicht er tat das, nicht einmal sein Wille, es geschah durch die Spannung und Lösung seiner Muskeln, es war sein Körper, die trainierte Maschine.

Das Haus auf der anderen Seite der Scheune war leer; irgendwie erkannte er das an den lose hängenden Fensterläden und dem zerbrochenen Fenster neben der Eingangstür. Eine Familie war geflüchtet, oder es

war etwas noch Schlimmeres passiert. Das Haus interessierte ihn aber nicht, sondern die Scheune. Innen war etwas Warmes, ein zurückgelassenes Tier vielleicht. Vor allem wäre es vielleicht ein Ort zum Schlafen. Selbst ein Heuhaufen wäre sicherer als der Ort, an dem er vorher gewesen war.

Eine menschengroße Tür schien einladender als die größeren Haupttore und er war erleichtert, als sie sich leise öffnen ließ. Er versuchte, so wenig wie möglich zu atmen, versuchte, in größtmöglicher Stille einzutreten, während er in der Luft nach Anzeichen von Leben schnupperte, in die Schwärze spähte, als ob er dort Gespenster entdecken könnte.

Nichts? Fast.

Da war ein Geruch, der nur von einem Menschen stammen konnte.

Er erstarrte und lauschte, den harten Stahl seiner Waffe in seinen Händen fest umklammernd.

Da drinnen war ganz sicher etwas Lebendiges. Unter den Gerüchen von Heu und Mist und Staub und vermoherndem Holz konnte er auch einen menschlichen Geruch ausmachen, der nicht sein eigener war. Er konnte zwar nicht sehen, aber er fühlte, wie seine anderen Sinne das kompensierten und horchte angestrengt, bis er es gefunden hatte: das Geräusch von jemandem, der atmete.

„Wer ist da“, sagte er, mit tiefer und, wie er hoffte, drohender Stimme. „Wer ist da.“

Natürlich kam keine Antwort, aber er wollte, dass sie wussten, dass er wusste. Er wollte, dass sie wussten, dass sie entdeckt waren.

Er richtete sein Gewehr in den Raum vor ihm und drehte sich damit nach rechts und links. „Seht

ihr?“, sagte er, obwohl er selbst gar nichts sehen konnte.

„Ich werde es nicht benutzen, wenn ihr rauskommt und euch zeigt“, sagte er. „Kommt raus, wo ich euch sehen kann.“

Wieder nichts, obwohl das Atmen noch da war. Jemand, der nicht gehört werden wollte, aber doch nicht ganz lautlos war.

„Ich warte bis zum Morgen“, sagte er, auch wenn er wusste, dass das noch mehr Stunden ohne Schlaf bedeutete, noch mehr Stunden in der Dunkelheit. Zumindest würde es warm sein. Langsam rückte er weg von der Tür in eine Ecke und lehnte seinen Rücken gegen die Wände. Und wartete.

Das Licht, als es kam, war grau und dann rosa, brachte Dachsparren zum Vorschein und eine Leiter hinauf zu einem Dachboden, Heu in Haufen und auch verstreut. Er konnte den schimmernden Rand eines Metall-eimers sehen und eine ins Heu gestochene Heugabel. Aber keine Lebenszeichen.

„Na gut“, sagte er und räusperte sich. Hatte er geschlafen? Doch hoffentlich nicht. „Ich kann auch rumstochern nach euch“, sagte er. „Oder ihr könnt einfach rauskommen.“

Als er vom Dachboden ein Rascheln hörte, richtete er sein Gewehr nach oben und trat näher an den unteren Teil der Leiter. Es war eine Frau, oder vielleicht sogar ein Mädchen – da war er sich noch nicht sicher. Sie zupfte Heu von ihren Kleidern und aus ihrem Haar und sagte etwas in einer Sprache, die er nicht verstand. Vielleicht sagte sie „bitte“. Ihre Augen waren so weit aufgerissen, dass sie wild aussah.

Mit seinem Gewehr noch immer auf sie gerichtet sah er zu, wie sie ihre Hände über ihren Kopf in die Luft hob und in die Hocke ging, bis sie kniete. Ihre Haut war so bleich wie der Mond und ihr Mund formte noch immer Worte, die er nicht verstehen konnte. Sie war nicht älter als zwanzig, vermutlich jünger, ihr Gesicht war mit Schmutz beschmiert. Und ihre Lippen aufgesprungen von Durst oder Angst oder beidem.

Er müsste sie erschießen; das war klar. Das hatte er unendlich oft im Osten getan, Leute erschießen, die mehr oder weniger wie sie aussahen, älter, jünger, alle baten um Gnade, alle am Rande von Gräben aufgereiht, die sie selbst gegraben hatten, und er durfte in einem Moment wie diesem nicht zögern, hier waren keine Fragen zu stellen. Das war jetzt die Sache der Maschine. Seine Waffe war kalt und schwer; die Anstrengung, sie zu halten, schmerzte ihn.

Ihr Gesicht wurde noch blasser, bis ihre Augen wie Löcher im Nachthimmel aussahen. Sie biss sich auf die Lippe, bis sie blutete; sie erschien ihm fast wie Porzellan, aber die Schmutzflecken auf ihrem Gesicht erinnerten ihn daran, dass sie lebte, weit weg von allem, was ihm vertraut war.

Sein Gewehr zog an seinen Muskeln und seine Knie waren zusammengepresst, aber er drückte noch immer nicht ab. Diese Leute standen noch unter den Tieren: Das hatte man ihm beigebracht – dass sie ihm nichts bedeuten durften. Aber jetzt stand er hier und wünschte sich, dass er ihre Sprache sprechen könnte, ganz egal, welche das war. Wollte ihren Namen wissen. Das ganze Blut von seinen Händen runterwaschen.

Es war, als ob der Krieg seinen Körper verlassen hätte und er jetzt leer war. Das Gewehr wog so viel,

dass er es senken musste; er musste es ganz auf den Boden fallen lassen, seine Finger lockerten sich zum ersten Mal seit vielen Wochen. Er wollte auf die Knie fallen, so wie sie, er wollte zusammenfallen in Kapitulation und Erlösung.

Er sah ihre Schönheit und konnte seinen Blick nicht abwenden.